

INTERVIEW

Ralf Hanselle im Gespräch mit Michael Lange

„Ich möchte in emotionale Bereiche vordringen“

Vor drei Jahren brachte der Hamburger Landschaftsfotograf **Michael Lange** seinen viel beachteten Bildband „Wald“ heraus. Seither hat sich der gebürtige Heidelberger einen Namen als eigenwilliger Fotograf von Naturräumen gemacht. Langes Bilder sind in der Regel düster und voller Geheimnis. Statt Dokumente schafft er Seelenräume – Bilder über Gefühle und innere Zustände.



Jetzt hat der einstige Magazin-Fotograf, der bis vor einigen Jahren vorwiegend für GEO, Stern oder das art-Magazin gearbeitet hat, ein weiteres Buch namens „Fluss“ vorgelegt. Im ProfiFoto-Interview sprach Lange über seine Kindheitserinnerungen an die Natur, über das Rin-

gen um die eigene Bildsprache sowie über das geduldige Warten auf das richtige Bild.

PROFIFOTO: Herr Lange, seit Ihrer Serie „Wald“, die 2012 im Verlag Hatje Cantz erschienen ist, steht Ihr Name für eine sehr stille und ge-

heimnisvolle Landschaftsfotografie. Zuvor haben Sie viele Jahre als Magazin-Fotograf gearbeitet – ein Job, der viel mit Menschen zu tun hatte. War die Hinwendung zur Natur ein Rückzug in die Einsamkeit?

Michael Lange: Ja und Nein. Die Natur öffnete in mir etwas Befreiendes.

In meinen Magazin- und Corporate-Jahren hatte ich extrem viel Stress. Alles, was mit Menschen zu tun hatte, hat mir Unruhe bereitet. Ich empfand mich oft als Störfaktor. Dieser Stress ist jetzt weg. Die Natur hat mir eine Ruhe gebracht, die gut ist für meine innere Unruhe. In der Land-



schaftsfotografie gibt es oft Situationen, in denen das Entscheidende für ein gutes Bild noch fehlt. Nun kann ich solange warten, bis das Bild meiner Idee entspricht. Bei meinen Aufträgen war das so nicht möglich. Es gab immer einen eng abgesteckten Zeitrahmen. Für ein Porträt hatte ich höchstens ein paar Stunden Zeit. Und dann wurde das Bild gemacht – egal ob ich damit zufrieden war oder nicht. Heute erlaube ich mir den Luxus, tagelang den selben Ort auf mich wirken zu lassen. Wenn man eigene Projekte macht, weiß man, wann ein Bild den eigenen Ansprüchen entspricht. Und dass nur dieses bis in die finale Auswahl überleben kann.

Wie ist es zu Ihrer Hinwendung zu den freien Projekten gekommen?

Ich habe schon mit 17 Jahren Landschaften fotografiert. Und schon als Kind war ich gerne allein in der Stille der Natur. Da war Vertrautheit. Als 2007 mit der Finanzkrise die Aufträge wegbrachen – ein Umstand, den viele Fotografen damals erlebten –, war ich plötzlich mit der Stille des Telefons konfrontiert. Und statt zu warten, bin ich raus aus der Stadt in die Landschaft gefahren und habe dort für mich fotografiert. Dies war der Auftakt zu dem drei Jahre währenden „Wald“-Projekt, was jetzt zum „Fluss“ geführt hat. Natürlich waren damals viele Fragen noch unbeantwortet. Klar war zunächst nur, dass es eines formalen Bruchs zu meiner Auftragsfotografie bedurfte.

Haben Sie deshalb auch auf Mittelformat-Kameras gewechselt?

Ja, zu einer Fachkamera mit Digiback und einer einzigen Optik. Heute sind es zwei Fachkameras. Wichtig

war und ist mir die formale Strenge. Es war ein ein ständiges Ausprobieren begleitet von Unsicherheit. Immer wieder musste ich austarieren, was geht und was nicht geht. Ich wollte ja stilistisch keine Magazin-Bilder mehr machen. Deshalb habe ich zum Beispiel das direkte Tages- und Sonnenlicht gemieden. Ich habe überwiegend in der Dämmerung und viel bei schlechtem und extremen Wetter fotografiert. Das wurde sehr stringent von mir verfolgt. Die Wirkungen des unterschiedlichen Wetters im Bild war ein spannender Prozess, der bis heute andauert.

Obwohl das Buch also auch das Ringen um die eigene Bildsprache dokumentiert, hat es dennoch etwas sehr archetypisches und „Mythen-schweres“. Woher kommt das?
Nun ja, es ist eben Wald, der deutsche Wald.

Aber der muss ja nicht notgedrungen derart düster sein, wie auf Ihren Bildern.

Künstlerische Fotografie stellt immer auch ein Psychogramm des Fotografen dar. Themen wie Angst, die unergründliche Tiefe in uns und die Frage nach dem Sinn spiegeln sich in meiner Arbeit. Ebenso fließen die eigenen Stimmungen mit ein. Wenn man zurückgezogen und alleine wochenlang fotografiert, dann bleibt die Konfrontation mit den inneren „blinden“ Flecken nicht aus.

Die Gesellschaft als Ganzes sucht ihr Heil eher im Weglaufen, in der Progression. Wir laufen vor unseren Ängsten davon. Wir hetzen. Hat der Rückzug so gesehen vielleicht auch etwas Therapeutisches?

Die Fotografie hatte immer etwas

Therapeutisches für mich. Und persönliche Projekte sind per se eine unablässige Herausforderung, sich mit den eigenen Mustern auseinanderzusetzen. Es ist eine ständige Gratwanderung zwischen der eigenen Komfortzone und der Bereitschaft zum Risiko.

Jetzt erscheint mit „Fluss“ ihr neues Projekt: Bilder vom Oberrhein in der Pfalz und Baden Württemberg. Wieso haben Sie die Serie ausgerechnet am Rhein fotografiert – ein Fluss, der wiederum so etwas Ur-Deutsches hat?

Das war keine intellektuelle Entscheidung. In gewisser Weise hat der Rhein mich gewählt. Auf einer Autobahnfahrt sah ich einen winzigen Ausschnitt von den Rheinauen, und da ist es passiert. Die Faszination für diese Landschaft ist in diesem Moment entstanden, und sie hat mich bis heute nicht verlassen. Es war wie eine Heimkehr nach einer langen Abwesenheit, ein tiefe Vertrautheit. Dieser Fluss hat etwas in mir geöffnet. Zudem ist es toll, wenn man bildnerisch aus dem Vollen schöpfen kann – in dieser Hinsicht hat mir der Rhein wirklich viel geboten.

Man könnte auf den ersten Blick meinen, „Fluss“ und „Wald“ seien Gegensätze. Auf der einen Seite steht die Regression, auf der anderen Seite das Symbol des Wandels – das Panta rhei. Doch der Rhein auf Ihren Bildern hat ebenfalls viel Stillstand. Sie zeigen in weiten Teilen Überschwemmungswiesen und Feuchtgebiete.

Es gibt durchaus auch energetische, bewegte Bilder in der „Fluss“-Serie. Aber natürlich auch wieder viele stille Bilder. Stille ist eines meiner Schlüs-

sel-Themen. Und Stimmungen, wie sie zum Beispiel in Caspar David Friedrichs und William Turners Bildern zu finden sind, üben einen starken Reiz auf mich aus. Sie schwingen mit einem Teil tief in mir. Auf der anderen Seite verstehe ich mich aber natürlich als einen Teil der zeitgenössischen Fotografie.

Manche Aufnahmen erinnern mit ihren Wasserspiegelungen und ihrer Stille aber auch an Gemälde von Monet.

Ja, da gibt es einige Bilder, die in diese Richtung weisen. Aber das ist unbeabsichtigt, Monet selbst ist mir nicht nah. Ich kann aber im Nachhinein eine gewisse Verwandtschaft sehen. Wie gesagt, die Malerei der Romantik hat mich früh fasziniert, obwohl ich mit Feininger, Miro, Nolde, und Klee, später auch Warhol und der Moderne der sechziger Jahre aufgewachsen bin.

Themen wie Angst, die unergründliche Tiefe in uns und die Frage nach dem Sinn spiegeln sich in meiner Arbeit

Michael Lange



Bei manchen der Bilder aus der Fluss-Serie stellt sich mir die Frage nach dem fotografischen Standpunkt. Haben Sie etwa die Wasseroberflächen aus einem Boot heraus fotografiert?

Das wäre aufgrund der langen Belichtungszeiten mit denen ich arbeite technisch nicht möglich gewesen. Ich bin mit einem kleinen Jeep unterwegs gewesen. Ich hatte Fahrge-

Ein wichtiger Aspekt in meinen Bildern ist die Räumlichkeit. Das Auge muss frei sein im Bild

Michael Lange

nehmungen für die Auen und die Deiche. Oft habe ich den erhöhten Standpunkt vom Deich gewählt. Denn ein wichtiger Aspekt in meinen Bildern ist die Räumlichkeit. Das Auge muss frei sein im Bild. Dabei vermeide ich aber trotzdem die Darstellung von Himmel und Horizont.

Wie genau erreichen Sie diese oft schier unglaubliche Tiefe auf der Flächigkeit einer Fotografie?

Für meine Motive gibt es drei Grundkriterien: Die räumliche Tiefe, die Komposition, die Ästhetik. Das Auge muss sich bewegen können. Es bedarf des Zusammentreffens dieser drei Kriterien, damit ich mich tiefer mit einer Situation beschäftige.

Sie erwähnten eben die befahrbaren Deiche. Das ist eigentlich ein gutes Stichwort. Denn man könnte durchaus kritisieren, dass Ihre Aufnahmen gar nichts von jenem Rhein zeigen, der im Jahr 2015 immer noch eine Realität ist: der begradigte, eingedeichte und verdreckte Strom in der Mitte Europas.

Nein, meine Bilder zeigen ganz sicher nicht den „Gursky-Rhein“. Der

Rhein an sich hat mich auch nicht interessiert. So war das auch mit dem Wald. Mein Interesse gilt den energetischen Räumen und den Möglichkeiten, die sich auf den Metaebenen öffnen können. Deshalb heißt mein Buch auch nicht „Rhein“ sondern schlicht „Fluss“.

Das heißt, es geht nicht um Dokumente sondern um Stimmungen?

Es geht um Fotografien von Stimmungen; um Gefühle und die Frage, wo eine Verbindung und Öffnung zum unablässigen Wandel ist. Dokumentarische Bilder oder die Bebilderungen von Realitäten interessieren mich nicht. Ich möchte in emotionale Bereiche vordringen und mir unbekannte Räume eröffnen. Viele glauben, Fotografie wäre nur eine Art Spiegel. Aber ich selbst bin in vielen Bereichen ein unklarer Mensch. Mein Leben changiert. Es gibt Brüche. Nichts ist starr und fest. Alles verändert sich permanent. Diesem Wandel versuche ich mit meinen Bildern gerecht zu werden: Ich suche nach dem erblindenden, gebrochenen Spiegel. Dem Spiegel, der verschleiert, uneindeutig und emotional ist. Könnte ich

malen, dann wäre ich vielleicht ein Maler geworden.

Geht es auch darum, die Natur als etwas Beseeltes wahrzunehmen?

Eine solche Idee ist mir zu esoterisch. Aber ich merke natürlich, dass etwas in mir berührt wird, wenn ich dort draußen bin. Es öffnet sich etwas, das es mir ermöglicht, diese Bilder zu machen.

Das heißt aber doch, es gibt eine Art Austausch zwischen Außenraum und Innenwahrnehmung.

Natürlich gibt es den. Da ist eine Verbindung. Alles ist miteinander verwoben. Wenn ich morgens im Finsternen darauf warte, dass das Tageslicht anbricht, dann ist das ein unbeschreibliches Moment. Ja, vielleicht ist es beseelt. Aber ich bin nicht religiös. Ich habe auch nicht diese Ehrfurcht vor der Natur. Ich empfinde es eher als eine Partnerschaft; als einen Austausch. Manchmal erlebe ich Momente, in denen mir Unvorstellbares geschenkt wird. Das sind die Augenblicke, in denen alles stimmt und ich sinngemäß nur noch die Suppe richtig rühren muss – und fertig ist sie.